

(Nachdruck verboten.)

231

Der Wittiber.

Von Ludwig Thoma.

Wie sie hinschaute, sah sie etliche Leute an der Waldlichte stehen; einer wischte sich mit dem Ärmel den Schweiß von der Stirne, und ein anderer trank lange und herzlich aus einer Bierflasche.

Das war der Holzweber Simmerl.

Die Benzi erkannte ihn gleich mit scharfen Augen und schielte von selber tappte sie vom Weg ab in den Schnee und ging auf die Holzknechte zu.

„Guat Morg'n beinand!“ sagte sie und lachte den Simmerl freundlich an. „Is infa Hansgürl it bei enk?“

Der Simmerl wuschte sich den Schnurrbart ab.

„Na. Is er enk balor'n ganga? Der kimmt scho wieda, bal'n hungert.“

„Geha weita!“

„Gang gnua is er do beim Schormoar, daß a wieda hoam find't.“

„Du bischt oana!“

„Hoscht an Strick bei dir, daß d' 'n glei o'hängsch, bal a dir untakimmt?“

„I ho ma grad denkt, ob er it do is, wei i eahm wos sag'n möcht.“

„Du muacht vui Zeit hamn, bal's du zu'n Dischkriern do aufa gehsch?“

„I bi ja beim Baua'n hint'n g'wen.“

„I woach scho; mi hamn di scho g'seh'n.“

Der Simmerl drückte ein Auge zu und lachte.

Und da sagte die Benzi eifrig:

„Du muacht dir nix denka dabei.“

„Mit 'n denka hob 's i übahaupst it.“

„Ja no, weil's d' a so lachst. I ho grad Dagn (Tannen-zweige) z'sammklaab'n müass'n.“

„So, Dagn? Dö hoscht aba g'schwindi beinand g'habt.“

Und bucht hoscht di aa it viel, wos ma g'seg'n hot.“

Er blinzelte lustig zu seinem Kameraden hinüber.

„Geah zua, du lachst oiwei (alleweil)!“ sagte Benzi schmolend. „I woach it, wos du zu'n lacha hoscht.“

„I wer halt mein luschtinga Tag hamn.“

„Du bischt wohl it oft trauri, han?“

„Net leicht, so lang i mit no a Maß Bier kassa (kaufen) ko.“

„Daß ma di gar nia siecht?“

Benzi schaute bei der Frage den Simmerl ganz freundlich an.

Er nahm wieder einen Schluck aus der Bierflasche und sagte:

„Muacht halt öfta zu'n Dagn klaab'n kemma, na siechst mi scho.“

„Du thast mi jekt grad dablesa (verspotten).“

„I? Ja, was moanscht denn? I dablesa foa Madl gwiß it.“

„Du net?“

„Nal D' Madln san für was anders do.“

„Ah dul! Jek red amal g'scheidt: kimmscht d' gar it amal zu'n Hoamgartn (auf Besuch)?“

Benzi fragte leise, daß es der andere nicht hören konnte; aber Simmerl dämpfte seine Stimme nicht.

„Mögst d' ma was vazähl'n?“

„Vielleicht woach i was.“

„Wos nacha?“

„I so halt.“

Da lachte der Bursche wieder kreuzbergnügt.

„I wer amal schaug'n,“ sagte er: „bal i an Weg find', kimm i vielleicht.“

„Du find'st 'n scho.“

„It allmal. Bei da Nacht is gar sinschta.“

„Gehsch halt beim Mo'schei (Mondschein).“

„Dös is wahr. Geunt schaug i amal glei an Kalenda nach.“

„Vielleicht g'freut 's di, wos i dir sag?“

„Warum it? Mi g'freut so wos schnell.“

„Nacha pfiat di, Simmerl.“

„Adjes, Benzi! Und kimm vielleicht wieda ins Dagn klaab'n!“

„Na... dul!“

Sie stapfte durch den Schnee zurück, und am Weg schaute sie noch einmal freundlich lachend herüber. Aber sie konnte nicht sehen, was für ein Gesicht der Simmerl machte, denn er stand zurückgebogen da und trank den Rest aus der Flasche. Und sie war außer Hörweite, wie der andere Holzknicht sagte:

„Mit dera kunntst d' bal' glückli wer'n.“

„Moanscht?“

„De hot si ja d' Aug'n aufafegelt vo lauta Gernmög'n.“

„Wo mir aus (meinetwegen)!“

„Du thast it seini um?“

„Na.“

„I möcht g'rad wiss'n, was de bei'n Schormoar hint tho' hot.“

„Hoscht as ja g'hört. Dagn hot f' klaabt.“

Da lachten alle zwei, und der Simmerl nahm seine Art und ging daran, den Baum zu pugen. Nach ein paar Hieben fiel ihm ein alter Vers ein:

„Se, is meine Menscher,
Ent derf 's net badriah'n,
De Manner zahl'n sauern Wein,
D' Jungg'sell'n an süah'n!“

Zwölftes Kapitel.

Der Lichtmeßtag hatte sich, wie es die Bauernregel lobt, mit Schnee und Wind eingestellt; und aus der Kirche, worin heute das heilige Wachs geweiht worden war, ging die ehrengeachtete Brautperson Ursula Glas nach Hause. In Händen trug sie einen roten Wachsstock, der nach altem Brauche dieser baldigen Ehefrau zuzam und ihr als hoffentlicher Wöchnerin gute Dienste leisten konnte. Denn um Hand und Fuß gewunden, wehrte er bösen Zauber von Mutter und Kind ab.

In der Stube saß die Näherin, die mit flinker Nadel und klappernder Schere hantierte und an der Ausstattung arbeitete. Da gab es Allerwichtigstes zu reden, und Ursula war schier unwillig, als ihr der Dagn zur Tür hereinrief, daß sie nur gleich in die Küche kommen solle.

Er machte zornige Augen, und seine Stimme klang gepreßt:

„Woachst d' as scho? D' Benzi is dchlieb'n!“

„Mi is gesting scho auffallend g'wen, daß sie si net zu'n geh' richt.“

„Du hoscht as g'hört, daß a g'sagt hot, sie muach auf Lichtmeß aus 'n Haus?“

„Treili hot' a s' g'sagt.“

„Also, du bischt mei Zeug'n. I wart jekt grad auf Mittag, und bal f' do it weg is, nacha frag i 'n schnurgrad.“

„I will seh'n, was a sagt.“

„Du, Dagn, laß 's guat sei!“

„Wos? Kamst du jekt aa mit'n guat sei lass'n? I zoag 's enk all mitanand, daß i net g'rad da Hanswurscht im Haus bi!“

„Schrei do it a so! Hört 's ja d' Ratherin.“

„Dös is mir ganz wurscht. Moanst, d' Leut' red'n it an ganz'n Dorf? Und lachan ins aus, den alt'n Depp'n und di, und mi erscht recht? Is ja wahr aa, is denn dös no a Hausweib'n?“

„Aba schaug', jek mach do foa G'schicht it her, de paar Wocha, wo i no dahoam bi!“

„Wos geht denn dös mi o? Du redt'st da leicht! Bal no du in Hirtlbach hochst, na derf do da größt' Sauustall sei, unanzt? Du siechst und hörscht nix dabo.“

„Es hilst dir ja do nix!“

„Dös wer'n ma seh'n, ob i da gar neamd (niemand) bi, und ob ma bei ins auf foa Ehrbarkeit übahaupst nimma aufpass'n muach. Woachst denn du, wo dös no hi geht?“

„Er werd eahm (sich) nacha do selm schama!“

„Der schamt si brav, ja! Jekt redt'st a so, und z'erscht hätst da liaba 's Mäu (Maul) z'riss'n, und hoscht mi grad oiwei g'heht.“

„Wo hon i di g'heht? I ho da bloß g'sagt...“

„Du hoichst bloß g'lagt, daß der Alt aufschlief (hinanschleicht), und daß er in Gänd'n vo dem Himmiherrgotts-saggeramentschlamp'n is, und daß mi gar niz mehr san, und daß vielleicht no amal allsammete hi' werd, und . . .“

„Lenz, du muaszt it a so plärr'n. Laß da no sag'n . . .“

„Nix laß i mir sag'n. Du gangst, und de bleibst, und i waar da Lapp (Lepp) auf und auf, und hal' s' den Lattürl (Dummkopf), den damisch'n, ganz rumkriegt, werd' s' vielleicht no Bäurin.“

„Geah! So muaszt jekt aa it red'n! Dös glaabst ja jelm it.“

„Wos is da vui zu'n glaab'n? Got ma dös no nia g'hört, daß so an Alta dappig wor'n is und auf gar niz mehr aufpaßt?“

„Schö! Aba . . .“

„Aba dir is murscht, gel? Du hoichst dei Geld brav ei'g'steck und bischt drei Stund weg vo dera Gaudi. Wa'r i müast i' vor Aug'n hamn, und müast mi schind'n und plog'n und z'leht von Hof geh' wie'r a Handwerksbursh, mit 'n Steda in da Hand! Na, mei Biabi, jekt draß (spiel) i amal auf.“

„Da machst d' Sach it besa.“

„Ah? So g'scheidt bischt du jekt wor'n?“

„Laß da sag'n . . .“

„Laß auf und laß da sag'n, und grad quat waarst du und grad sanftmagi. Du redst'it halt aa, wie 's dir g'leg'n is.“

„Bal's d' ma du it qualu'n (zuhören) willst, nacha geh'n i wieda zu da Matherin eini.“

„Auf wos soll i lu'n?“

„Weil i mit 'n Wasel g'redt hab üba dös, und de is do g'wis auf inferna Seit'n und hot an Bastand.“

„Und 'u hoichst ihr all's g'sagt?“

„Freilil! Wie i' z'leht do g'wen is, und an andern Tag in Arnbad no'mal.“

„So? Got na de aa niz ausz'jeh'n an dem Quastand, an dem abscheiliga?“

„Gnua hot i' ausz'jeh'n, aba sie sagt, es waar übahaupts g'scheidta g'wen, mi hätt'n gar it dagleicha tho (darum gekümmert).“

„Sagt sie?“

„Ja, wei da Bata durch dös ericht recht stüzig werd', und indem daß a si ei'bildt, er derf ins it nachgeb'n, und wei eahm 's Sach z'leht do no g'hört, und . . .“

„Got sie g'sagt?“

„Ja, und daß s' übahaupts so Deut gibt, de wo si auf dös ei'preis'n, daß i' eahna niz sag'n lass'n. Und durch dös waar 's vielleicht besa g'wen, bal mi foan Streit gar it g'habt hätt'n.“

(Fortsetzung folgt.)

Lügen.

Von Gustaf Janson.

Aber seine Gedanken knieteten die begangene Ungerechtigkeit ohne Kraft. Hinter ihnen lag etwas anderes, das noch keine bestimmte Form angenommen hatte. Fontanara konnte sich nicht von einem unklaren Gefühl freimachen, daß er ebenfalls unlogisch, vielleicht ungerecht denke. Während die Räder über die Schienen rollten und die Landschaft ungehört an seinen Augen vorbeiglitt, drängte sich ihm unwiderstehlich das Neue auf.

Als der Zug einen längeren Aufenthalt in Aidin machte, kam Fontanara eine Ahnung, daß in seinem Innern eine Umwälzung vor sich gehe. Der Schmerz über die fruchtlose Mühe jahrelanger Arbeit wich einem neuen Gefühl. Was bedeuteten denn eigentlich seine Ausgrabungen? Seine Bewunderung für eine große Vergangenheit . . . Er lebte in der Gegenwart, seine Arbeit würde einmal der Zukunft zugute kommen. Das kleine Detail, mit dem er sich beschäftigt hatte, bedeutete nichts neben der Eroberung eines ganzen Volkes. Eine große Provinz mit ungeahnten Zukunftsmöglichkeiten, unendliche Weiten jungfräulicher Erde, die noch kein Pflugseisen berührt, und eine kaum mehr als zur Hälfte zivilisierte Bevölkerung, das waren Dinge, die Zukunftswert hatten. Fontanara nicht nachdenklich. Für sein Vaterland war die gewöhnliche Auswanderung nach Amerika noch ein ungelöstes Problem. Diese ständige Blutabzapfung würde aufhören, der Strom konnte südwärts nach einer italienischen Kolonie geleitet werden, konnte kontrolliert und dem Mutterlande und vor allen Dingen den Auswanderern selber von Nutzen werden. Es war etwas Neues, Großes und Verheißungsvolles, was jetzt geschehen sollte. Fontanara wurde gerührt und sah dankbar sein Gegenüber an.

Der Dolmetsch sah in sich zusammengekauert und hatte die Beine unter sich auf die Bank gezogen. Eine erloschene Zigarette hing ihm zwischen den Lippen, er schlief. Fontanara hatte eine

außerordentliche Gelegenheit, ihn mit Mühe zu betrachten. Die Wangen des Mannes waren aufgedunsen und schwammig weich. Die ganze Erscheinung machte einen etwas schlappen und unsauberen Eindruck, so wie die Europäer, die lange im Orient leben, nicht jekten werden.

Die einförmige Landschaft mit ihren sonnenverbrannten steinigen Weiten, von der hier und da Flecken von lebhaftem Grün abstachen, war noch dieselbe. Der Beobachter ließ den Blick von dem Schläfer über die wohlbelannte Gegend fliegen. Das Morgenland, dachte er. Das schlafende, verträumte, schmutzige Morgenland, mit seinem Mangel an Unternehmungsgest, seinem Fanatismus und seinem kindlich blinden Glauben an das Schicksal — es war wirklich kein Tag zu früh, daß einer kam und es wachrüttelte! Hoffentlich waren die Kanonenschiffe auf der Reede von Tripolis das Signal für eine neue Zeit. Denn trotz allem liebte Pietro Fontanara das Land, das er so unerwartet notgedrungen verlassen mußte. Er fühlte, daß sein inneres Gleichgewicht wieder hergestellt war. Der Krieg, der ihn gehindert hatte, schenkte ihm neue Gelegenheiten zur Tätigkeit. Nordafrikas Sandfelder deckten noch unerforschte, große Ruinenstädte. Stand nicht ein Triumphbogen aus den Zeiten Mark Aurels sogar in der Stadt Tripolis? Sein Blick slog über die sonnenverbrannte Gegend.

„Die Auferweckung!“ sagte er leise.

Der Dolmetsch machte eine Bewegung, erwachte aus seinem Schlummer und begegnete dem Blick seines Mitreisenden. Er erriet dessen Gemütsstimmung und fing an zu schwätzen. Halb humoristisch, halb ernst erzählte er eine Reihe tragikomischer Geschichten über die Einwohner.

„Na ja, ungefähr wie bei uns,“ dachte Fontanara — „wenn-gleich die Formen wechseln.“ Er zuckte die Schultern. Eigentlich war das weder neu noch amüßant.

Der andere schwatzte weiter. Es waren lange Details über die Unordnung und Schlappeheit der Verwaltung. Er lachte herzlich darüber und schloß mit einem begehrenden:

„Das Morgenland, Signore, das Morgenland!“ Seine Mutter war eine Eingeborene, aber . . . hm . . . er betrachtete sich als Italiener. „Sie begreifen, Signore, Patriot . . .“

Fontanara wandte sich zur Seite, damit der Dolmetsch nicht das Lächeln um seine Lippen sehen sollte. Er kannte dies Produkt zweier Rassen. Und was er wollte, machte ihn nicht geneigt für Zugeständnisse.

Aus den Augen des Dolmetschen schob ein mißtrauischer Blick. Er war nicht richtig zufrieden mit diesem „Landsmann“, der einem den Rücken zuwandte, gerade wenn man eine offene Anerkennung von ihm verlangte.

Der Zug ratterte weiter durch die Dämmerung. Im Westen, dem sie zuzuhren, leuchtete das Abendrot wie eine Feuerbake zwischen zwei Anhöhen. Auf einmal erlosch der spröde Schein, die Landschaft draußen vor dem Coupéfenster war nicht mehr da. Schwer und drückend, mit einem Einschlag von Qualm und ungesunden Dünsten fiel die Dunkelheit über die Erde.

Fontanara seufzte. Er kroch auf seinem Platz zusammen, schüttelte den Kopf und lehnte sich mißmutig zurück. Der Dolmetsch war wieder eingenickt, sein Reisegefährte hatte also Zeit, ungestört seine Gedanken zu Ende zu denken.

„War diese Reise, die einer Flucht gleich, notwendig?“ Die Frage wurde niemals endgültig beantwortet. Trotz der Dunkelheit zauberte ihm seine Phantasie die Gegend draußen vor. Er kannte sie, erinnerte ein gut Teil Einzelheiten von Reisen, die er Tageslicht gemacht hatte. Er unterschied die Palmen, diese Fremdlinge aus Afrikas Sand, die ebensogut auf Asiens felsigem Grund gediehen, er sah die Oliven grau, Inorrig und hart, die Rosen, die noch blühten, den wilden Spargel . . . Darauf erinnerte er sich nicht ohne Bitterkeit der ersten großen Enttäuschung, die ihm der Orient bei seiner Ankunft bereitet hatte. Die Wirklichkeit, die er schaute, stimmte in keiner Weise mit seinen eigenen Vorstellungen überein. Der Orient war etwas ganz anderes, als was Europa sich einbildete. Tausend und eine Nacht hatte die Phantasie des Abendländers in Bewegung gesetzt und . . . und . . . Mit einem plötzlichen Gedankensprung war Fontanara bei Jussuf Gali angelangt. Er sah ihn ebenso deutlich vor sich, als wenn er leibhaftig zugegen gewesen wäre. Man hatte ihm den Mann als zuverlässig und klug empfohlen. Er wurde herbeigerufen, sah seinen zukünftigen Arbeitgeber mit einem prüfenden, ein wenig schüchternen Blick und gab ihm darauf die Hand. Eine Abmachung war nie unter einfacheren Formen getroffen und besser ausgefallen.

Fontanara schauerte zusammen; es war übrigens auch kalt, man sah es an den beschlagenen Coupéfenstern.

Jussuf war ganz einfach die personifizierte Pflichttreue. Ein wenig bedächtig, nahezu widerstrebend, ließ er sich mit fortziehen. Ihm fehlte gänzlich das Vermögen zu lachen, ja auch nur einen Scherz zu verstehen, aber er bemühte sich in fast rührender Weise, dies wie alles andre zu lernen. Und er gewann das Vertrauen dieses fremden Arbeitgebers, nicht weil er es zu gewinnen wünschte, sondern weil er es besser als ein anderer wert war. Fontanara fühlte einen schmerzlichen Stich in der Brust. Von diesem Mann, der ihm fast ein halbes Jahr lang eine unschätzbare Hilfe und Stütze gewesen, war er ohne einen Händedruck, ohne Dank und Abschied gegangen. Sollte er ihm nicht einen Brief schreiben, um ihm zu erklären . . . nein, das hatte ja keinen Zweck.

Fontanara knöpfte den Rock zu, es zog niederträchtig. Er bezreute seinen hastigen Aufbruch. Nun, die Eile erklärte es, Jussuf

würde das sicher begreifen, er war ja ein intelligenter Mensch. Fontanara zuckte die Schultern und versuchte sich einzureden, daß die ganze Sache eine Bagatelle war. Es wollte ihm nicht glücken. Ein Dorn hatte sich ihm ins Herz gedrückt, saß noch drin und schmerzte: Der Abendländer hatte an seinem orientalischen Freund nicht recht gehandelt.

„Es läßt sich nicht ändern,“ dachte der Archäologe. Was hatte außerdem er, der Forscher in den Schätzen der Vergangenheit, mit der Jetztzeit und ihren Menschen zu schaffen? Er war seiner Wissenschaft halber gefommen und wurde durch das Zutun Aufsehender vertrieben. Er war ein Opfer ungünstiger Verhältnisse . . . basta! „Fahr wohl, Dussuf . . . und nun nichts mehr davon!“

Fontanara schloß die Augen und versuchte zu schlafen. Die Räder ratterten eintönig unter ihm, bei jedem Schienenstoß lärmte es stärker, das Achsgeräusch des Wagens knackte, die Fenster scheibten klirrten. Der Archäologe nickte willenlos im Takt mit den verschiedenen Tönen. Es war ihm nicht möglich einzuschlafen, aber er war auch nicht böllig wach. Wie er so dasaß, zog eine Reihe von Bildern an seinem halbdämmerigen Bewußtsein vorüber. Das Leben, mit dem er sich vertraut gemacht hatte, Anschauungen und Denkartarten so fremd und unfassbar, daß er es nicht mal versucht, sie zu begreifen. Und aus dem bunten Wirrwarr trat regelmäßig Dussuf Halis Gestalt hervor. Aus den Augen des Mannes leuchtete die stumme Frage: „Du gehst doch nicht für immer?“

Fontanara versuchte sich aufzuraffen. „Bah!“ sagte er. „Das Beste, was geschehen konnte, ist geschehen.“ Jetzt wünschte er außerdem, nach Hause zu kommen. Der Gedanke war kaum gedacht, als ihn auch schon eine ganz unbernünftige Sehnsucht besiel. „Nach Hause!“ sagte er laut. „Nach Hause!“

Der Dolmetsch fuhr aus seinem Schlummer auf und wie ein Echo Hang seine verschlafene, ein wenig schleppende, Stimme: „Nach Hause!“

Zwischen den beiden Männern entspann sich ein Gespräch. Fontanaras heftige Sehnsucht fand Widerhall bei dem andern. Er war in Kleinasien geboren, hatte niemals Europa gesehen, aber — er betonte das mit besonderem Nachdruck — er sah sich als Europäer an. Die weichen Laute in seiner Aussprache verrieten den Venezianer. Fontanara hörte, daß der Mann nichts sehnelicher wünschte, als über seine Herkunft befragt zu werden. Es zeigte sich bald, daß der Vater ein Oesterreicher gewesen war. Der Dolmetsch hatte offenbar höchst unklare Begriffe von dem Unterschied zwischen italienisch und österreichisch. Wenn sein Vater auch noch so sehr letzterem Land angehört hatte, sein Sohn mit der orientalischen Mutter wollte Italiener sein.

„Patriot, Signore,“ sagte der Mann beinahe mit Tränen in der Stimme. „Italiener . . . Sie sehen es wohl ein?“

Impulsiv bot ihm Fontanara die Hand, und die beiden Fremdlinge wechselten im Dunkeln einen langen, verständnisvollen Händedruck.

(Fortsetzung folgt.)

Wie ich Polarfahrer wurde.*)

Von Roald Amundsen.

Von jener Zeit an, wo die alten Phönizier beim Morgengrauen unserer Kultur sich an den Küsten des Mittelmeeres entlang gleichsam vorwärts tasteten, bis auf den heutigen Tag sind neugierige Männer über unbekannte Meere und durch dunkle Wälder immer weiter vorgebrungen. Bisweilen langsam und mit einem hundertjährigen Stillstand dazwischen, bisweilen aber mit Riesenschritten, wie damals, wo die Entdeckung Amerikas und die großen Weltumschiffungen die Erdkugel selbst aus dem Nebel des Unbekannten und des Vorurteils befreiten.

Sicherlich sind viele Entdeckungsfahrer nur von der Sehnsucht nach den Reichthümern getrieben worden, die sie in unbekanntem Ländern und Meeren zu finden hofften, ja man kann von den meisten Entdeckungsfahrern behaupten, daß sie ohne die Grundlage von materiellen Zielen und Erwartungen gar nicht zustande gekommen wären.

Neben allen den Forschungen aber, die ihren Weg nach dem ewigen Eise unter den Polen nahmen, ruht von jeher nicht allein der ihnen eigene hohe, reine Glanz von weißen Schneefeldern und wunderbaren Himmelserscheinungen, sondern auch ein Glanz von wahrer, ungetrübtem Idealismus. Wenn man die ausschließlichen Fischfangexpeditionen (denen übrigens die Polarforschung zu großem Danke verpflichtet ist) ausschließt, darf man wohl ruhig annehmen, daß selbst der überspannteste Phantast den Weg nach dem Polareis niemals in der Hoffnung eingeschlagen hat, dort goldene Berge zu finden.

Im Dienste der Wissenschaft sind sie ausgeführt worden, die

*) Roald Amundsen, der Entdecker des Südpols, hat in der Einleitung zu seinem demnächst neuerscheinenden Werk „Die Nordwest-Passage“, deren Ueberwindung die erste glänzende Probe seiner Fähigkeiten war, selbst berichtet, wie ihm die Erforschung der Pole zum Lebensberuf und Lebensziel wurde. Durch das Entgegenkommen des Verlages von J. F. Lehmann in München sind wir in der Lage, dieses Werkchen unseren Lesern vorzulegen.

unzähligen und unablässigen Sturmflüsse gegen den schlimmsten „Böig“ (ein gespenstliches Ungeheuer des Nordens, das sich dem Wanderer als ein unsichtbares, schleimiges Etwas um die Füße legt), der dem menschlichen Fortschungsdrang jedesmal den Weg versperrt hat: das tausend- und abertausendjährige Eis, jene breite und feste Mauer um die Geheimnisse des Nordpols.

Aber trotz aller tragischen Geschehnisse, die so viele entmutigt und unterrichteter Sache umkehren ließen, sind die Angriffe immer und immer wieder aufgenommen worden und werden bis auf den heutigen Tag erneut. Und diese unermüdete Ausdauer hat, wenn sie den Böig auch nicht überwinden konnte, ihn doch gezwungen, einen Spalt zu öffnen, durch den man tief in seine Geheimnisse hineinschauen konnte.

Eine gewaltige Spalte wurde in die Eismauer geschlagen, als Nordenskjöld die Nordostpassage ausföhrte und damit das Festland Asiens dem Griff des Böig entriß. Schon ein Menschenalter früher hatten John Franklin und die Franklin-Expeditionen die Gewißheit mit heimgebracht, daß sich dem ganzen Lande der nordamerikanischen Küste entlang ein Streifen offenen Meeres befände; und gar mannigfaltig sind die anderen Breiten, die mutige und geniale Polarforscher geschlagen haben in ihrem Bemühen, die Welt aus dem geheimnisvollen Dunkel über den Norden zu befreien; große Opfer find auch dafür gebracht worden, und ganz besonders für die Nordwestpassage.

Wohl keine Tragödie des Polareises hat die Menschen so tief ergriffen wie die von John Franklin und seinen Leuten. Keine hat sie so erschüttert, aber auch keine zu einer so erbitterten Wiederaufnahme des Kampfes angepoent.

Man wußte: es gab einen Seeweg nördlich um Amerika; aber man wußte nicht, ob Schiffe hindurchkommen könnten, und noch niemand war je von Osten nach Westen hindurchgefahren. Diese ungelöste Frage ließ die Sache nicht zur Ruhe kommen, hauptsächlich aber einen nicht: den Mann, dessen Seele seit seinen Kindertagen von dem großen Drama der Franklin-Expedition erfüllt gewesen war.

Gerade wie einst die „Bega“ die ganze Passage nach Osten gemacht hat, so genügte auch die Kunde von jenem Streifen offenen Meeres gegen Westen allein nicht; sie mußte vorher in ihrer ganzen Länge von ein und demselben Schiffstiel durchgezogen werden. Und die kleine „Gjøa“ war das Schiff, dem dieses Los zuteil wurde.

Das hat die „Gjøa“ sich nicht träumen lassen, als sie auf der Rosendal-Werft zu Hardanger als Heringsjacht gebaut wurde. Obgleich dort in den Fjorden so mancherlei geträumt wird!

Und auch er hätte es sich nicht träumen lassen, der künftige Schiffsführer, als die Berichte über John Franklin zum erstenmal seine acht- bis neunjährige Phantasie gefangen nahmen. Obgleich eine Knabenphantasie gar mancherlei träumt!

Der 30. Mai 1889 wurde wahrlich ein Merktag in der Phantasie von vielen norwegischen Jungen! Jedenfalls wurde er in der meinigen ein Merktag! Es war der Tag, wo Fridtjof Nansen von seiner Grönlandreise zurückkehrte. An jenem ionnenhellsten Tage kam der junge norwegische Skiläufer den Fjord von Christiania heraufgezogen, die hohe, schlanke Gestalt umflossen von dem Glanze der Bewunderung aller Welt über die Tat, die er ausgeführt hatte, die tollkühne, die unmögliche Tat! Der Mai feierte sein schönstes Fest im Fjord, die Stadt feierte mit, das Volk feierte mit . . . Ich selbst ging an jenem Tag mit kopfendem Herzen zwischen Flaggen und Hurraufen dahin. Alle meine jahrelangen Knabenträume waren zu süßlichem Leben erwacht. Und zum erstenmal ging es wie ein klares, bebendes Klüßchen durch meine tiefsten Gedanken: „Wenn du die Nordwest-Passage zustande bringen würdest!“

Dann kam das Jahr 1893. Und Nansen zog aufs neue hinaus. Und mir war, als müßte ich mit!

Aber ich war zu jung. Meine Mutter hat mich, daheim und bei meinen Studien zu bleiben. Und so blieb ich.

Dann starb meine Mutter. Eine Zeitlang kämpfte meine Liebe zu ihr einen schweren Kampf, ob ich ihrem Wunsch treu bleiben sollte. Aber dann konnte ich nicht anders. Nichts konnte meinen Drang, dem Ziel meiner alten und einzigen Sehnsucht nachzujagen, unterdrücken; ich warf mein Studium über Bord und beschloß, die notwendigen langen vorbereitenden Studien in Angriff zu nehmen, die für den Polarforscher durchaus unerlässlich sind.

Im Jahre 1894 fuhr ich mit der alten „Magdalene“ als Leichtmatrose von Lüssberg aus auf den Seekundensfang im Eismeer. Dies war meine erste Begegnung mit dem Eise — und sie gefiel mir! Die Zeit verging und meine Ausbildung machte Fortschritte. In den Jahren 1897 bis 1899 fuhr ich als Steuermann mit der belgischen antarctischen Expedition — unter Adrien de Gerlaches Leitung — nach den südlichen Eisregionen. Und während dieser Zeit reifte mein Plan: ich wollte den Traum meiner Kindheit von der Nordwest-Passage mit dem wissenschaftlich an und für sich viel wichtigeren Ziel verbinden, die gegenwärtige Lage des magnetischen Nordpols festzustellen.

Sogleich nach meiner Rückkehr vertraute ich meinen Plan meinem Freunde Axel S. Steen an, dem zweiten Direktor am meteorologischen Institut. Ich wußte ja selbst nicht, ob die Ziele, die ich mir gesteckt hatte, von genügender Bedeutung seien. Aber er überzeugte mich rasch, daß dies der Fall war; und mit einem Empfehlungsbrief von Steen reiste ich nach Hamburg, um meinen Plan dort der größten zeitgenössischen Autorität in bezug auf Erdmagnetismus vorzulegen, nämlich dem Geheimrat Professor

Dr. G. v. Neumayer, damals Direktor der deutschen Seewarte. Während ich diesem liebenswürdigen alten Herrn meinen großen Plan entwickelte, nahm sein Interesse beständig zu, und am Ende strahlte er geradezu vor Entzücken. Unter seiner persönlichen Leitung erhielt ich dann auch eine Zeitlang Unterricht an der deutschen Seewarte.

Und dann kam endlich der große Tag, wo der Plan Fridtjof Nansen vorgelegt werden sollte.

Ich glaube, Mark Twain ist es, der einmal von einem Menschen erzählt, der so winzig war, daß er zweimal durch eine Tür gehen mußte, bis man ihn sehen konnte. Aber die Unbedeutendheit jenes Menschen ist gleich Null im Vergleich mit meines Nichts durchbohrendem Gefühle, das mich an jenem Morgen beherrschte, wo ich in Nansens Villa Lyfader stand und an die Tür seines Arbeitszimmers klopfte.

„Herein!“ rief eine Stimme von innen. Und dann stand ich von Angesicht zu Angesicht dem Manne gegenüber, der seit einer Reihe von Jahren als etwas — Uebermenschliches, hätte ich beinahe gesagt — vor mir gestanden hatte, dem Manne, der Taten vollbracht hatte, die jede Faser in mir erzittern ließen.

Von diesem Augenblick an war die Gjöa-Expedition für mich etwas Wirkliches geworden. — Nansen hatte meinen Plänen seinen Beifall gespendet.

Kleines feuilleton.

Psychologisches.

Das Wesen der optischen Täuschung. Das Auge ist einer der vollkommensten Apparate, die zur Herstellung der Aufgabe, für die es bestimmt ist, überhaupt erfunden werden könnten. Dennoch ist es gewissen Mängeln unterworfen, über die sich auch Helmholtz ausgesprochen hat. Das Lehren in einer fast täglichen Erfahrung die sogenannten optischen Täuschungen, die allerdings nur zum Teil einer Unzulänglichkeit des Auges selbst, zum anderen Teil aber geistigen Vorgängen zur Last zu legen sind. Die eigentliche Entstehung ist so oft gar nicht zu erklären. Professor Stirling hat in einem Vortrag von der optischen Vereinigung darauf hingewiesen, daß beispielsweise eine Säule mit vollkommen geraden Seiten dem Auge stets in der Mitte des Schafts verdimäliert erscheint. Die alten Griechen mußten diese optische Täuschung bereits gekannt haben, denn sonst hätten sie den Säulen in ihren Tempeln wohl nicht einen schwach ausgebauchten Schnitt gegeben. Auch stellten sie die Säule nicht ganz senkrecht auf. Die des Parthenon zum Beispiel waren einander nicht parallel, sondern etwas einwärts geneigt. Die Baumeister des Altertums wußten auch bereits, daß unter Umständen eine Krümmung notwendig ist, um eine Linie in gewissem Abstand horizontal erscheinen zu lassen. Ein Beispiel aus neuerer Zeit sind die Stufen der Paulskirche in London, die man als gerade Linien wahrnimmt, während sie in der Tat in Krümmungen verlaufen. Besonders eindrucksvoll und hartnäckig sind die optischen Täuschungen bei bewegten Gegenständen. Wenn man vor einem Wasserfall steht, diesen längere Zeit ins Auge faßt und dann auf das umgebende Gestein blickt, so scheint sich dies mit derselben Geschwindigkeit aufwärts zu bewegen, wie das Wasser nach unten stürzt. Auch an geometrischen Figuren lassen sich Augentäuschungen vielfach feststellen. Senkrechte Linien werden gewöhnlich überschätzt, ebenso kleine Winkel, während große Winkel meist als zu klein betrachtet werden. Wenn man zwei Kreise von genau gleicher Größe zeichnet und sie zwischen zwei gegeneinander geneigte Linien einschließt, so erscheint der eine von ihnen unvermeidlich kleiner als der andere. Dasselbe ist mit zwei geraden Linien mit gleicher Länge der Fall, von denen die eine in gestrichelter Unterbrechung gezeichnet ist, und zwar wird man diese für länger halten. Nimmt man ferner von einem Quadrat eine Seite fort, so erscheint es nach dieser Seite hin verlängert. Ein Kreis, dessen Umfang zum Teil gestrichelt wird, scheint ganz auseinander zu fallen, da die gestrichelten Wogen abgesehen aussehen, als ob sie einem Kreis mit einem andern Radius angehörten. Bei den Zuhörern von Professor Stirling erregte besonders eine Vorführung Erstaunen, die einen Vogel und einen Käfig nebeneinander darstellte. Wenn diese Zeichnung dicht vor das Auge genommen wurde, so schien sich der Vogel auf den Käfig zuzubewegen. Hierbei ist ohne Zweifel ein psychologischer Vorgang wirksam. Es gibt auch geometrische Figuren, die eine Bewegung vorschpiegeln, und besonders bekannt sind die optischen Täuschungen, die mit Licht und Farben zusammenhängen. Wenn man gewisse Figuren in Schwarz und Weiß in schnelle Drehung versetzt, glaubt man Farben zu sehen. Die schmale Mondfichel nach dem Neumond zwingt das Auge gleichfalls zu einer Täuschung, da sie einen viel größeren Radius zu besitzen scheint als die übrige dunkle Mondfichel.

Technisches.

Oberflächenverbrennung. Schon vor 100 Jahren hatte Dabry die Beobachtung gemacht, daß mit einer Verbrennung nicht immer eine Flammenbildung verbunden sein muß. Er zeigte damals, daß Gase unter ihrer Entzündungstemperatur verbrennen können. Wird beispielsweise Wasserstoff und Sauerstoff auf 450 Grad Celsius erhitzt, so entsteht eine Wasserbildung, die so langsam fort-

schreitet, daß eine Entzündung des Gasgemisches nicht eintritt. Erst bei 550 Grad verläuft die Erscheinung so rasch, daß eine Selbstentzündung erfolgt.

Diese Versuche sind nun von dem amerikanischen Professor Bone wieder aufgenommen worden und haben zu praktisch sehr brauchbaren Resultaten geführt. Wenn man Gase mit einer geeigneten Kontaksubstanz — poröse Stoffe, die eine große Oberfläche haben — verbrennt, so wird die Entzündungstemperatur der ersteren herabgedrückt, andererseits die Verbrennungstemperatur erhöht. Die Verbrennung erfolgt, ohne daß eine Flammenbildung eintritt. Bone benutzte bei seinen Versuchen eine in einen eisernen Rahmen eingebaute poröse Tonplatte. Auf der Rückseite befindet sich eine Kammer, in die das Gas eintritt. Preht man dies unter passendem Druck durch die Tonplatte und entzündet es an deren Vorderseite, so tritt hier eine Verbrennung mit schwacher Flamme ein. Diese erlischt durch Steigerung des Drucks und die Oberflächenverbrennung beginnt. Die Platte erhält anfangs dunkelrote Färbung; dann erhitzt sich die Oberfläche bis zur hellen Rotglut. Dabei bleibt der eiserne Rahmen und die Rückseite der Tonplatte kalt: die Verbrennung vollzieht sich eben an einer dünnen Oberflächenschicht. Fast die ganze Energie wird in Strahlung umgesetzt.

Bone hat auch die praktische Verwendung der Oberflächenverbrennung durchzuführen versucht. So konstruierte er einen Kieselofen, bei dem der Kiesel in feuerfesten, etwa haselnußgroßen Steinblöcken eingebettet ist; das Gas wird von unten zugeführt. Der Ofen ergab mit Leichtigkeit 1400 bis 1500 Grad Celsius. — Zur Verwendung der Oberflächenverbrennung zur Kesselheizung brauchen die Heizröhren des Kessels nur mit einer geeigneten Kontaksubstanz gefüllt zu werden. Hierbei käme, neben anderen Vorteilen, der Schwornstein gänzlich in Fortfall. Hochöfen, Stoköfen und Muffelöfen könnten leicht mit einer entsprechenden Einrichtung versehen werden, wobei eine weit bessere Ausnutzung dieser Öfen einträte. Die Temperatur kann sehr hoch gesteigert werden. So wurde beispielsweise bei einem Versuch als Kontaksubstanz verwendetes Karborundum zum Teil in weiße Kieselsäure umgewandelt, was bei einer Temperatur von etwa 2000 Grad Celsius eintritt.

Haushirtschaft.

Marmeladenbereitung. Als Ergänzung zu unserem Bericht über die an der Gärtnerlehranstalt in Dahlem gemachten Versuche (siehe U.-Bl. Nr. 137) wird uns von einer „erfahrenen Köchin“ aus Wien geschrieben:

Das Lob, das den englischen Marmeladen zuerkannt wird, ist übertrieben. Die Franzosen sind in erster Linie zu nennen, wenn es sich um die Kunst zu konservieren handelt. Ich selbst habe diese Kunst in Paris gelernt, und es freut mich, einen Anlaß zu haben, diese leicht zu erlernende Wissenschaft meinen Genossinnen zu übermitteln. Erforderlich sind dazu: 1. das reifste tadelloseste Obst, 2. der beste Zucker, 3. eine starke irdene Kasserolle, 4. neue ungebrauchte Holzlöffel, 5. ein neues Haarfieb.

Die Kasserolle wird mit Wasser gefüllt auf den Herd gestellt, damit das Gefäß warm ist, wenn die Früchte zum Kochen bereit sind.

Nun wäscht man das Obst zweimal, legt es aufs Sieb und dann auf reine Tücher in die Sonne.

Nehmen wir z. B. Aprikosen. 1. Eine beliebige Konfitüre zu Tee: $\frac{1}{2}$ Kilogramm halbierte (nicht geschälte Aprikosen), $\frac{1}{2}$ Kilogramm selbstgestohenen Zuder, 6–10 Aprikoskerne, die man vorsichtig aufschlägt und schält, kocht man $\frac{1}{4}$ Stunde unter fortwährendem Rühren. Diese Viertelstunde rechnet man selbstverständlich von dem Augenblick an, in dem die Masse zu kochen beginnt. Die Konfitüre wird nun in gut ausgekochte Steinöpfe warm eingefüllt, man kann sie auch sehr warm in Gläser füllen, wenn man einen silbernen Löffel ins Glas stellt, damit es nicht springt. Mit alter Leinwand und feuchtem Pergamentpapier am nächsten Tag gut verbinden.

Also das Geheimnis des Gelingens, der Erhaltung des Geschmacks und der Farbe besteht darin, keine Quantitäten in $\frac{1}{4}$ Stunde fertigzustellen. Was nun die Quantität des Zuders betrifft, so kann man nicht von einem Einheitsmaß sprechen, z. B. muß man bei Aprikosen auf 1 Kilogramm Frucht 1 Kilogramm Zuder nehmen, bei geschälter Zwetschen-Marmelade nimmt man auf 1 Kilogramm entkerntes geschältes Obst, $\frac{1}{2}$ Kilogramm Zuder und ein drei Zentimeter langes Stück Vanille. Die Zwetschen müssen sehr reif sein und werden nicht durch das Sieb gestrichen.

Johannisbeeren werden roh durch das Sieb gestrichen; für 1 Kilogramm Fruchtbrei genügen 80 Deka Zuder.

Es wird behauptet, daß die Marmeladen in Deutschland zu süß sind, das liegt nicht am Zuder, im Gegenteil, sparsame Hausfrauen nehmen meist zu wenig Zuder und lassen die Früchte dann so lange kochen, bis Geschmack und Farbe zum Teufel gegangen sind. 1 Kilogramm Fruchtbrei mit 400–500 Gramm Zuder gekocht, wird nie Marmelade sondern Gelee. Das ist etwas ganz anderes, es bekommt niemals die für Marmeladen nötige Konsistenz und muß in Dunst gekocht werden.

Als Beweis, daß in vielen Fällen nicht die zu große Menge Zuder an der Süßigkeit die Schuld trägt, kann sich jeder leicht selbst überzeugen. Man kochte die gleiche Marmelade statt $\frac{1}{4}$ Stunde 1 Stunde, und man wird sie wie Honig finden, während die $\frac{1}{4}$ Stunde lang gekochte säuerlich schmeckt. E. A.